

stimme ihm zu, daß hier von Paradigmenwechsel zu reden unangemessen ist. „Statt von einem Paradigmenwechsel sollte man zutreffender von einem *Themenwechsel ökumenischer Theologie sprechen.*“ (S. 77) Für besonders wichtig halte ich es, daß Körtner von „Ökumene im Zeichen des Kreuzes“ spricht. Diese wesentliche Dimension christlichen Lebens ist in ökumenischen Zusammenhängen aus den Augen geraten. Was dazu gehört: „Die Ambivalenz der Verschiedenheit besteht darin, daß sie nicht nur legitime Vielfalt, sondern auch schuldhafte Trennung bedeutet. Die Sündhaftigkeit des denominationellen Pluralismus wird dort offenbar, wo es keine Abendmahlsgemeinschaft gibt“. (S. 82) Und: „Versöhnung zielt daher nicht bloß auf gegenseitiges Geltenlassen, sondern auf wechselseitige Buße und Erneuerung“. (ebd.) Und Christine Gleixner, römisch-katholische Ordensfrau und Vorsitzende der Ökumenekommission der Erzdiözese Wien, zitiert wird die Frage gestellt, ob Christen zu den Opfern bereit sind, die dieser gemeinsame Weg fordert. Die Mahnung Christi zur Selbstverleugnung und Hingabe des Lebens gilt eben nicht nur einzelnen Christen, sondern auch den Kirchen.

Auch der vorletzte Beitrag über *Evangelische Konfessionalität* bringt interessante und diskutierenswerte Überlegungen und Einsichten. Körtner definiert: „Das Wesen des Evangelischen läßt sich also als wechselseitige Bestimmung von Wort und Geist erfassen.“ (S. 103) Hier drängt sich mir eine Reihe von Fragen auf. Wieviel Raum erhält der Geist im Bereich evangelischer Konfessionalität? Stimmt die Wechselseitigkeit? Sind evangelische Kirchen und Gemeinden tatsächlich der Ort, wo „Evangelium kommuniziert“ wird? Und wenn ja, wie könnte die so gelebte Spiritualität auch für formalkritische Überlegungen fruchtbar gemacht werden? Körtners Überlegungen unter dem Stichwort „Ökumene im Zeichen des Kreuzes“ weisen in diese Richtung. Damit sind aber zunächst gemeinsame neue ökumenische Erfahrungen angesprochen. Was aber ist mit dem reichen spirituellen Erbe des Pietismus?

Im letzten Beitrag zeichnet der Verfasser die *Bedeutung der Toleranz* für das interreligiöse Gespräch. Der Toleranzgedanke hat in der christlichen Theologie eine Heimat gefunden. Er ist von den christlichen Kirchen akzeptiert worden und hat „darüber hinaus eine christlich-theologische Begründung erhalten, welche heute das Eintreten für Toleranz als christlich geboten erscheinen läßt.“ (S. 106–107) Christlich gesehen geht es um das Einander-ertragen mit Hinweis auf Gal. 6,1 und Röm. 15,7. Solch eine Haltung entspricht dem Beispiel Christi, und sie wird unterstrichen von der Einsicht, daß Wahrheit

letztlich nicht in Worte gefaßt werden kann. Bleibt das Ungesagte in aller Rede von Christus die letztgültige Wahrheit? (S. 112) Das lädt zu meditierendem Weiterdenken ein. Jedenfalls ist dies eine Haltung, die Vertretern anderer Religionen nicht mit dem Selbstbewußtsein eines Kolonialherren begegnet, sondern in der Demut von Menschen, die auf immer neue Leitung des Geistes angewiesen sind.

In seinem ersten Beitrag „*Von Angesicht zu Angesicht*“ betont der Verfasser die Bedeutung persönlicher Begegnung und die Gefahr „selektiver Wahrnehmung“, die Begegnung verhindert. Im Blick auf Freikirchen, die der Verfasser an einigen Orten erwähnt, wünschte ich mir einen genaueren Blick und mehr Bemühung zu differenzierter Darstellung. „Freikirchen“ haben einen wichtigen Beitrag in der ökumenischen Bewegung gespielt. Sie sind aus der ökumenischen Bewegung nicht wegzudenken. Auf Weltebene nimmt ihr Gewicht zu. Irgendwo und irgendwie sollte dem auch in Europa Rechnung getragen werden. Ulrich Körtner hat mit dieser Publikation einen wertvollen Beitrag zum ökumenischen Gespräch beigesteuert.

Wien

Helmut Nausner

P A S T O R A L T H E O L O G I E

■ WEBER FRANZ, *Gewagte Inkulturation*. Basisgemeinden in Brasilien: eine pastoralgeschichtliche Zwischenbilanz. Mit einem Vorwort von Bischof Erwin Kräutler. Grünewald, Mainz 1996. (419). Kart. DM 64,-.

Lateinamerikas Basisgemeinden – der Stoff, aus dem die Kirchenträume einer ganzen Generation mitteleuropäischer Theologen und engagierten Christen gemacht sind: Franz Weber kennt sie wirklich. Der neue Innsbrucker Pastoraltheologe schreibt aus langjähriger eigener pastoraler Erfahrung im Nordosten Brasiliens und in den Elendsvierteln São Paulos, sowie aus einer intimen Kenntnis der lateinamerikanischen, vorwiegend brasiliianischen Theologie. Seine hier vorliegende Habilitationsschrift vermittelt ein neues, unverstelltes Bild dieser Kirchenerfahrung, die sich jeder vorschnellen Vereinnahmung entzieht. Vehement wehrt er sich gegen eine Sicht dieser Basisgemeinden als beliebig in andere gesellschaftliche Kontexte transplantierbare Instrumente der Sozial- und Kirchenreform. Der Zugang zu ihrem Verständnis muß vielmehr über

die Suche nach ihren kulturellen Wurzeln führen. Sie sind als Ergebnis einer Inkulturation des Evangeliums in die Kultur des einfachen Volks ernstzunehmen. Der „Volks- und Laienkatholizismus“ ist der „fruchtbare multikulturelle Nährboden und die eigentliche geistlich-spirituelle Erfahrungsgrundlage der Basisgemeinden“, (348) hält Weber fest. Er öffnet einen faszinierenden Blick auf ihre vielfältigen Wurzeln, von den seit der Kolonialisierung unterdrückten indianischen Kulturen über die aus der Sklavenwirtschaft herausgewachsenen afrobrasilianischen Kulturen bis zu den europäischen Wurzeln in der Gestalt portugiesischer Eroberer und Siedler ebenso wie in vorwiegend deutsch-, polnisch- und italienischstämmigen Einwanderern des 19. und 20. Jahrhunderts. Von Beginn an sind Laien, vielfach gerade Frauen und Männer aus den unterdrückten und armen Volksschichten die Träger der Evangelisierung. Sie eignen sich die christliche Botschaft in einem kreativen Prozeß an und finden darin Halt und Mut zum Widerstand in menschenunwürdigen Lebenssituationen.

Hierarchie und Klerus stehen bis in die jüngere Zeit hinein „dem Leben und der Frömmigkeit des einfachen Volkes oft genauso verständnislos, fremd und ablehnend gegenüber wie die besonders gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in großer Zahl ins Land strömenden europäischen Ordensleute“, beklagt Weber. (335) Erst nach dem Zweiten Vatikanum, vorbereitet durch die Erfahrungen in der Katholischen Aktion und in den Basisgemeinden, bricht sich mit der kirchlichen Option für die Armen mühsam eine Anerkennung dieser Kirchenerfahrung ihre Bahn, wie er anhand von Texten der brasiliianischen Bischofskonferenz und der Dokumente von Medellín, Puebla und Santo Domingo aufzeigt.

Wer immer sich für Basisgemeinden, für Fragen der Inkulturation allgemein und die Kirche Lateinamerikas im besonderen interessiert, sollte diese fundierte, durch eigene pastorale Erfahrungen bereicherte Untersuchung gelesen haben. Bis in die bildreiche Sprache hinein, die sich wohltuend vom sonst oft so knochendürren akademischen ‚Diskurs‘ deutschsprachiger Theologie abhebt, ist die persönliche Vertrautheit des Autors mit dem Thema spürbar. Trotz eines knappen Versuches der Formulierung von Impulsen für die mitteleuropäische Kirchenpraxis (v.a. 365–367) bleibt man allerdings weitgehend ratlos zurück bezüglich der Frage, was dies für hiesige Verhältnisse bedeuten könne. Kann etwa in den deutschsprachigen Ländern ein Rückgriff auf die Volksreligiosität eine Antwort auf die offensichtliche Kluft zwischen aktueller Kultur

und Kirche bieten, oder ist nicht unser Problem eher die Inkulturation in eine durch elektronische Medien produzierte Einheitskultur im ‚globalen Dorf‘? Was man auf jeden Fall lernen kann: Es bringt keine Ortskirche weiter, nach fremden Vorbildern auszuschauen, welche auch immer propagiert werden. Soll Kirche in den Herzen der Menschen und in ihrem Zusammenleben lebendig werden, so führt „kein Weg an der Notwendigkeit ihrer je neuen Inkulturation vorbei“. (368)

Linz

Markus Lehner

PHILOSOPHIE

■ FEUERBACH LUDWIG, *Entwürfe zu einer Neuen Philosophie*. Hg. von Walter Jaeschke und Werner Schuffenhauer. (Philosophische Bibliothek, Bd. 447). Meiner, Hamburg 1996. (LXI+194). Der Versuch Feuerbachs, den Theanthropismus der christlichen Theologie durch den Anthropozismus der „Neuen Philosophie“ zu ersetzen (15f; GW 18, 164f), den Menschen (und die Natur) anstelle Gottes als Maß aller Dinge und als *principium cognoscendi et essendi* zu installieren und den Humanismus auf dem Fundament des Todes Gottes zu begründen, hat an Aktualität kaum etwas eingebüßt und ist in der ganzen Tragweite seiner Auswirkungen noch lange nicht abzusehen. Denn der Prozeß seiner Realisation ist bis in unsere Tage herauf mehr oder weniger intensiv voll im Gang, soweit nicht inzwischen auch der Mensch durch andere Größen (Technik?, Ökonomie?) verdrängt wurde. Damit ist das ideologische Konzept Feuerbachs aufgegangen, der sich weigerte, mit Marx (bis zu diesem Zeitpunkt ein „bekennender Feuerbachianer“) von der philosophischen Theorie in die revolutionäre Praxis überzugehen, und stattdessen, überzeugt vom langsamem Gang der Geschichte, auf den langen Atem der revolutionären Kraft seiner Schriften vertraute. Marxens politische Agitationen hält er für erfolg- und kopflose Unternehmungen und die Deutschen für politische Kinder, die erst erzogen werden müßten (vgl. GW 18, 339). Er sieht seine Aufgabe darin, auf dem durch die Reformation gelegten Fundament für einen tiefgreifenden Wandel der Verhältnisse weiterzubauen und durch die Sprengkraft seiner Ideen tätigen Anteil an einer „großen und siegreichen Revolution“ zu nehmen, die ihre wahren Wirkungen und Resultate